

5. Darstellung der empirischen Ergebnisse

Aus den empirischen Erkenntnissen der vorliegenden Arbeit lassen sich diverse Barrieren und diskriminierende Strukturen sowie einige Bewältigungsstrategien und -ressourcen von BIPOC mit Behinderungserfahrungen im Hinblick auf den Zugang zu Erwerbsarbeit herausarbeiten. Die zentralen Ergebnisse werden im Laufe dieses Kapitels in zwei wesentlichen Teilen präsentiert, analysiert und kritisch diskutiert: Während der erste Teil (5.1) die bestehenden Hürden der institutionellen Unterstützungs- und Informationsangebote an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht aufzeigt und die damit verbundenen Zugangsbarrieren des allgemeinen Arbeitsmarkts für BIPOC mit Behinderungserfahrungen kritisch beleuchtet, fokussiert sich der zweite Teil (5.2) auf die strukturellen Unterstützungsangebote sowie die individuellen und sozio-familialen Ressourcen der Forschungspartner*innen.

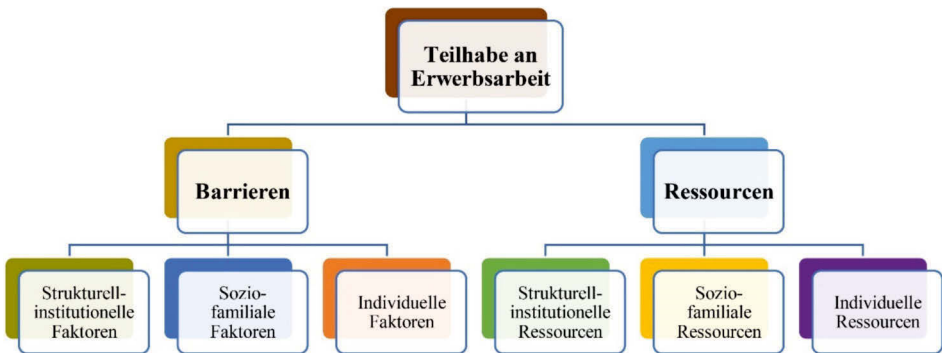
5.1 Zugangsbarrieren der Teilhabe an Erwerbsarbeit

Eine gelingende Teilhabe an Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht ist durch die strukturell-institutionellen, individuellen und sozio-familialen Einflussfaktoren gleichzeitig bedingt, wie aus dem analysierten empirischen Datenmaterial deutlich wird. Entsprechend wurden die verschiedenen Anforderungen des allgemeinen Arbeitsmarkts herausgearbeitet, sowohl im Zusammenhang mit individuellen Voraussetzungen, Fähigkeiten und sozio-familialen Ressourcen von BIPOC mit Behinderungserfahrungen als auch vor dem Hintergrund der strukturell-institutionellen Bedingungen, die teils hemmend teils unterstützend wirken. In der Datenanalyse erwies sich eine intersektionale Perspektive zur Herausarbeitung sozialer Ungleichheiten im Kontext der Erwerbsarbeit als besonders relevant. Dabei lässt sich rekonstruieren, dass die komplexen Verwobenheiten von Ableism und Rassismus für die meisten Forschungspartner*innen beim Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt sich wechselseitig verstärkende Diskriminierungs- und Ausschlussmechanismen darstellen.

Die Auswertung der empirischen Daten zeigt, dass sich drei wesentliche Einflussfaktoren als zentrale Zugangsbarrieren des allgemeinen Arbeitsmarkts für BIPOC mit Be-

hinderungserfahrungen herausarbeiten lassen, wie Abb. 10 veranschaulicht. Dabei handelt es sich um die individuellen, sozio-familialen und strukturell-institutionellen Einflussfaktoren. Diese sollten jedoch nicht voneinander getrennt betrachtet werden, sondern vielmehr als interdependente Faktoren, die im Hinblick auf die erfolgreiche Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt in einer engen Beziehung stehen. Die Bedingungen sowohl für den erfolgreichen Übergang in eine berufliche (Aus-)Bildung (erste Übergangsphase) als auch den Zugang zum allgemeinen Arbeitsmarkt (zweite Übergangsphase) beeinflussen sich gegenseitig (*Interdependenz*). Entsprechend lässt sich hier ein multifaktorielles Zusammenspiel der verschiedenen Einflussfaktoren der Teilhabe an Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt feststellen. Diese multifaktoriellen Bedingungen sind aber nicht ausschließlich kumulativ zu begreifen, da sich diese Einflussfaktoren je nach spezifischen intersektionalen Lebensrealitäten (Teilhabebarrieren und Handlungsressourcen) der Betroffenen gegenseitig verstärken oder abschwächen können.

Abb. 10: Kategoriale Übersicht der wesentlichen Zugangsbarrieren und Bewältigungsressourcen zur Teilhabe an Erwerbsarbeit (eigene Darstellung).



Im Folgenden werden die einzelnen Einflussfaktoren der zentralen Zugangsbarrieren des allgemeinen Arbeitsmarkts anhand exemplarischer Interviewausschnitte ausführlich erläutert.

5.1.1 Strukturell-institutionelle Faktoren

Im Hinblick auf die empirischen Erkenntnisse über Diskriminierung und Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen lassen sich einerseits strukturell-institutionelle Rahmenbedingungen, die fehlende Zugänglichkeit zu sozialstaatlichen Unterstützungsleistungen sowie damit verbundenen prekären Teilhabe- und Verwirklichungschancen dieser Personengruppe nachzeichnen. Andererseits zeigen sich anhand des analysierten empirischen Datenmaterials verschiedene Einschränkungen und Begrenzungen der individuellen und sozialen Ressourcenausstattung der beteiligten Forschungspartner*innen.

In diesem Kontext beklagen die Forschungspartner*innen, dass sie aufgrund der fehlenden Kenntnisse über (Aus-)Bildungssysteme, strukturell erschwerten Zugänge zu bestehenden Informations- und Beratungsangeboten sowie institutionalisierten Diskriminierungen in den Bildungs-, Übergangs- und Erwerbsarbeitssystemen ihren Wunsch nach einer beruflichen (Aus-)Bildung und/oder der Teilhabe auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht erfolgreich realisieren können.

Abb. 11: Strukturell-institutionelle Faktoren von Zugangsbarrieren zu Erwerbsarbeit (eigene Darstellung).



Durch die Ratifizierung der UN-BRK (2009) hat sich Deutschland verpflichtet, Strukturen so zu verändern und Maßnahmen flächendeckend zu etablieren, dass die aktive und gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungserfahrungen an den verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbereichen gewährleistet wird. Doch hier zeichnen sich bislang einige Mängel ab. Beispielsweise ist eine seltene Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen auf die existierenden Zugangsbarrieren zu Informations- und Beratungsangeboten zurückzuführen. Diese Problematik wird im Folgenden anhand von einigen Interviewausschnitten thematisiert. Darauf aufbauend wird eine Analyseperspektive auf die prekären Übergängen von der Schule in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt eingenommen. Abschließend werden einige zentrale Aspekte des erschwerten Zugangs zum allgemeinen Arbeitsmarkt am Beispiel der Beschäftigungsverhältnisse in einer WfbM diskutiert.

5.1.1.1 Unzugängliche Unterstützungsstrukturen

Im Hinblick auf die Unzugänglichkeit der existierenden Informations- und Beratungsleistungen an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht lassen sich verschiedene Einflussfaktoren identifizieren, die im Verlauf dieses Abschnitts anhand von ausgewählten Interviewauszügen erläutert werden. Diesbezüglich schildern die Forschungs-

partner*innen im Interview die Komplexität der Zugangsvoraussetzungen des allgemeinen Arbeitsmarkts im Zusammenhang mit den unzureichenden und barrierearmen Informationen.

Beispielsweise spricht Aysun davon, dass sie etwas verunsichert ist, welchen beruflichen Weg sie einschlagen wird, da dieser von vielen verschiedenen Faktoren abhängig zu sein scheint, wie sie im Interview in Bezug auf die Beratungsleistungen erläutert:

»Genau, also Büro auf jeden Fall, genau, also eigentlich wieder Kauffrau für Bürokommunikation oder Büromanagement, also Kauffrau für Büromanagement, aber wo es genau in die Richtung gehen soll, bin ich noch selber dran, weil es ist so schwer welchen Bereich ich ja also genau, ich weiß halt nicht was daraus jetzt wird, ob es jetzt Bürokommunikation wird oder Büromanagement, aber wo es genau in die Richtung gehen soll, bin ich noch selber dran, weil es ist so schwer alles selber zu suchen und das ist wirklich schwer für mich. Deshalb geht es nicht ohne Hilfe.« (Aysun, Z. 357–363)

In ähnlicher Weise betont eine weitere Forschungspartnerin die fehlende Barrierefreiheit der bestehenden Informations- und Beratungsangebote, wodurch die Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen und somit auch der Zugang zur selbstbestimmten Teilhabe an Erwerbsarbeit eingeschränkt werden:

»Naja, vor allem aufgrund meiner Behinderung halt, das ist ja kaum zu übersehen oder (lacht). Also eigentlich habe ich Probleme im alltäglichen Sinne, beim Kochen oder Einkaufen gehen und so ist es super schwierig, wenn man im Rollstuhl sitzt, aber das führt auch jetzt nicht zur Sache. Im beruflichen Sinne ist es für mich schwierig überhaupt mit den ganzen Bürokratiekram klarzukommen, niemand kann dir sagen, wo du überhaupt Information bekommst, du musst selber darauf kommen, was alles für Unterstützen gibt (.). Wenn du fragst, sie sagen, »leider kann ich Ihnen nicht helfen (lacht), sie müssen die Frau sowieso fragen«, sie wissen auch selber nicht was sie da machen oder wer für dich zuständig ist, erstens. Zweitens wenn dann, musst du nochmal dahin gehen und betteln, dass du das und dies brauchst und dann sie müssen nochmal überprüfen, dann musst du Antrag stellen. Andersrum, dann Termin ausmachen und dann dahinfahren, wenn du überhaupt einen Termin bekommst.« (Malika, Z. 153–164)

Insbesondere bei den geflüchteten Forschungspartner*innen mit Behinderungserfahrungen ist neben sprachlichen Barrieren die fehlende Transparenz der jeweiligen Institutionen und Behörden zu verzeichnen, die diese Personengruppe an einer gleichberechtigten Teilhabe an Erwerbsarbeit zusätzlich einschränkt. In Bezug auf die unzureichenden barrierearmen Informations- und Beratungsangebote spricht Azad von einigen Herausforderungen, die er im Interview am Beispiel von Bearbeitungsprozessen exemplarisch erläutert:

»Also auf jeden Fall man muss sich sehr früh sich darüber informieren, wo meine Interessen hingehen, was ich genauso mag, welche Berufe sind für mich in Frage kommen, man muss sich gut darüber informieren, weil wenn man die Abschluss hat und nichts weiß, was man machen will, natürlich ist man zu spät wegen der Ausbildung, weil direkt nach dem Schule fängt Ausbildung an, nach den Sommerferien oder in Sommerferien, sag ich mal so, man muss sich bewerben auch zwischendurch schon, und wenn du Ausbildung machst bekommst du kein Geld vom Sozialamt, da muss man nochmal fragen, wie das ist. Aber da sind sie nicht freundlich, wenn du so viel Fra-

gen hast, geben sie dir keine Termine mehr, oder sie geben dir ein Termin in drei Monaten oder so, du musst selber alles wissen, oder deine Heimatleute fragen, oder im Internet schauen. Das ist nicht einfach.« (Azad, Z. 248–258)

Ferner wird aus der Datenanalyse deutlich, dass die existierenden Informationsbarrieren und der damit verbundene Zugang zu den verschiedenen Unterstützungsstrukturen hinsichtlich der Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen grundsätzlich ein dringendes Thema darstellen. In diesem Zusammenhang erzählt Malika im Interview, dass sie aufgrund von bürokratischen Verfahren die notwendigen Unterstützungsleistungen nicht rechtzeitig erhält:

»Ich hatte auch neulich einen heftigen Streit mit meiner Ansprechperson in der Agentur für Arbeit, weil sie überhaupt nicht in der Lage ist zu verstehen, was ich alles durchmachen muss im Leben, und sie sagt, ich bin spät gekommen und jetzt kann sie nichts tun, außer neuer Termin ausmachen. Ich komme einen langen Weg bis dahin, erstmals muss ich Bus nehmen und dann zweimal mit der U-Bahn dahinfahren und dann so was. Das ist einfach unmöglich, sie tun so, als ob sie Gott wären (lacht).« (Malika, Z. 178–183)

Die Unzugänglichkeit der staatlichen Unterstützungsstrukturen, die sich insbesondere in Bezug auf Informationsangebote in den verschiedenen Interviews mit BIPOC mit Behinderungserfahrungen als grundlegende Zugangs- und Teilhabebarriere herausstellt:

»(...) das verstehe ich halt auch nicht, wenn gesprochen wird und deshalb (.) ich wollte halt eigentlich auch, dass da mehr gebärdet wird, weil sonst so viele Informationen an mir vorbei gehen und ich das nicht verstehe und ich weiß dann halt gar nicht was los ist und die anderen die anderen könnten das ja auch üben und lernen (.) genau, wenn halt immer weiter gesprochen wird und alles so oral abläuft, dann ist das halt keine Verbesserung (.) und ich brauche ja das Visuelle, damit ich alles mitbekomme (.) und alles verstehe.« (Ceyda, Z. 606–611)

Vor dem Hintergrund der komplexen rechtlichen Zuständigkeits- und Verantwortungsstrukturen können bspw. entsprechende Beratungs- und Unterstützungsleistungen an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht zumeist nicht rechtzeitig in einer ausreichenden Weise in Anspruch genommen werden. Anhand des empirischen Datenmaterials wird deutlich, dass die Wirksamkeit vorhandener gesetzlicher Instrumente und Maßnahmen zur Förderung der beruflichen Teilhabe zumeist an der praktischen Umsetzung scheitert. Dies zeigt sich auch an den existierenden großen Disparitäten am Übergang von der Schule in die berufliche (Aus-)Bildung von BIPOC mit Behinderungserfahrungen. Die meisten Forschungspartner*innen erwähnen im Interview, dass sie aufgrund der verschiedenen Informationsbarrieren viele der ihnen rechtlich zustehenden Unterstützungsansprüche nicht wahrnehmen können. Somit sind die Informationsbarrieren zu den bestehenden Unterstützungsleistungen und die Zugangsbarrieren zur Inanspruchnahme dieser Leistungen eng miteinander verbunden.

Neben der Komplexität und Unzugänglichkeit von Beratungs- und Informationsangeboten erwähnen die Forschungspartner*innen auch die fehlenden bzw. unzureichenden Unterstützungen beim Zugang zu einer beruflichen (Aus-)Bildung als eine wesentliche Zugangsbarriere zu den staatlichen Unterstützungsstrukturen, worauf im Folgenden eingegangen wird.

5.1.1.2 Prekäre Übergänge

Wenngleich die Komplexität und Unzugänglichkeit der deutschen Unterstützungsstrukturen keine neue Erkenntnis darstellen, lässt sich anhand der analysierten empirischen Daten der vorliegenden Arbeit erkennen, dass der Zugang zu Informations- und Unterstützungsleistungen in den Übergangsprozessen von der Schule in die berufliche (Aus-)Bildung an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht weiterhin erschwert bleibt. In diesem Kontext berichten die Forschungspartner*innen von ihren meist negativen Erfahrungen mit den Unterstützungsstrukturen, die sie im Interview im Zusammenhang mit den fehlenden bzw. unzureichenden Kenntnissen über die (Aus-)Bildungssysteme erläutern.

Im Hinblick auf die Teilhabe an Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt von BIPOC mit Behinderungserfahrungen lässt sich ein großer Wunsch nach beruflicher Orientierung von den Forschungspartner*innen erkennen. Einige von ihnen haben sich bereits Gedanken über ihre beruflichen Zukunftsperspektiven gemacht und wollen auch die Übergangsphase als Chance nutzen, sich über Möglichkeiten beruflicher Weiterbildung zu informieren.

»Ich bin momentan arbeitslos ja, bewerbe mich halt weiterhin. Ich wurde auch fast angenommen (im März), also ich habe jetzt auch nochmals einen angeschrieben und so, also die wollten mich für eine Woche so Probepraktikum machen lassen, aber das hat wieder wegen der Pandemie nicht geklappt, ist immer so eine Sache halt.« (Berat, Z. 63–67)

Mit der folgenden Aussage von Haval lässt sich zudem exemplarisch zeigen, dass trotz der bestehenden Lernschwierigkeiten der erfolgreiche Zugang zur Teilhabe an einer beruflichen (Aus-)Bildung eine große Bedeutung zur Verwirklichung eines selbstbestimmten Lebens zukommt:

»Wo ich Schwierigkeiten zurzeit in der Schule habe, also jetzt gerade wegen Corona ist bisschen schwer nochmal jetzt wegen Ausbildung und so weiter nach der Schule Ausbildung zu suchen. Ich habe auch Lernschwierigkeiten, da die jetzt Arbeitsagenturen nicht so gerne Termine vereinbaren und teilnehmen, deswegen ist es bisschen schwer, dass alles online geht und ja. Hoffentlich nach der zehnte, also mein Wunsch ist gerade jetzt nach der zehnten eine Ausbildung zu finden und ja. Aber da muss ich, bevor ich als Erzieher mache, Sozialassistent machen und das geht nur in nur in der Schule, da braucht man keinen Betrieb. Genau das sind zwei Jahre, ja und danach muss ich drei Jahren als Erzieher machen, dass insgesamt auf fünf Jahre kommt.« (Haval, Z. 135–144)

Zudem berichten die Forschungspartner*innen von dem hohen Stellenwert, den sie dem schnellen Spracherwerb für den Zugang zu einer gleichberechtigten Teilhabe beimessen. Die Wichtigkeit der Sprachkenntnisse wird im Zusammenhang mit damit einhergehenden Möglichkeiten einer beruflichen (Aus-)Bildung und des direkten bzw. leichteren Arbeitseinstiegs betont.

»So, ja also einmal habe ich Erfahrung Ausbildung bei einer Werkstatt gemacht, das war direkt nach der neunten Klasse, bei mir es hat nicht so gut geklappt wegen meiner Deutschsprache, also mit dem Beruf war ich so in Ordnung, ich hab den Beruf auch gemacht und das war für mich auch in Ordnung so, aber mit der Zeit mein Chef meinte »deine Sprache ist für uns nicht so

gut, du kannst dir alle Namen nicht merken« und der meinte »du bist gut in Handwerk und du verstehst alles und du weißt welche Gerät wohin gehört und was man damit macht und alles, aber Namen vergisst du immer so schnell« und so weiter, das war für mich schwierig und dann hab ich mich entschieden die zehnte Klasse weiter zu machen und mein Deutsch zu verbessern, wie gesagt, ich mache jetzt meine zehnte Klasse.« (Azad, Z. 77–87)

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Herausforderungen traf Azad den Entschluss, sich auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz als Erzieher zu begeben, wie er im weiteren Verlauf des Interviews erläutert:

»Und ja wegen Ausbildung, was ich vielleicht so in Zukunft mache, als Erzieher mag ich das auch sehr gerne, ich hab auch viel Praktikumserfahrung, sag ich mal so, hab ich mehrere Praktikum gemacht und einmal hab ich auch in Kindergarten gemacht, das hat mir auch sehr gut gefallen und ja, es kann sein, dass ich in Zukunft Ausbildung als Erzieher mache, erstmal zwei Jahre als Sozialassistent und wenn ich das geschafft habe, drei Jahre Ausbildung als Erzieher im Kindergarten und wenn ich meine Ausbildung fertig gemacht habe und mit guten Noten vielleicht in Zukunft so in Wohngruppen arbeiten mit Jugendlichen, weil ich das selber erlebt habe und ich weiß wie das genau geht und so weiter.« (Azad, Z. 88–96)

Die Umgangsstrategien, die sich aus den oben skizzierten Aussagen der Forschungspartner*innen erkennen lassen, verweisen auf die unzureichenden Sprachförderungsangebote für geflüchtete Menschen mit Behinderungserfahrungen. Die hier aufgeführten Aussagen deuten ebenfalls darauf hin, dass ein gelungener Übergang in die Erwerbsarbeit einen erfolgreichen Schulabschluss voraussetzt.

Ein erfolgreicher Schulabschluss ist zwar nicht zwangsläufig eine Garantie für eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Ein hoher Bildungsabschluss kann jedoch begünstigend für Möglichkeiten der kulturellen und sozialen Teilhabe an der Gesellschaft sein. In Bezug auf ihre subjektiven beruflichen Zukunftsperspektiven betonen die Forschungspartner*innen die Vorteile eines qualitativen Bildungsabschlusses und einer abgeschlossenen beruflichen (Aus-)Bildung, da berufliche Qualifikationen für den Zugang zum allgemeinen Arbeitsmarkt ausschlaggebend sind:

»Ich habe in der Schulzeit gar keinen Abschluss gemacht. Ich habe erst in der Ausbildungszeit einen Abschluss gemacht.« (Berat, Z. 111–112)

Des Weiteren schildert Berat von seinen Erfahrungen mit der Suche nach einer beruflichen (Aus-)Bildung, da bei ihm immer noch der Wunsch besteht, einer Tätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nachzugehen:

»Facharbeiter für Bürokommunikation habe ich da abgeschlossen mit MSA. Danach war ich in einer Branche tätig, in Büro war ich tätig, also ein Unternehmen, ein Monat lang, dann wurde ich wieder gekündigt, war auch bei einem Bekannten. Anschließend hab ich dann Bewerbungen geschrieben, gesucht (.) und ja, in der Zeit war es dann auch so, dass dann halt, dass ich zwar geschrieben habe, dass ich auch zu Vorstellungsgesprächen gegangen war, aber da war niemand, der mich so richtig angenommen hatte, die meinten erstmal entweder wir haben schon jemanden ausgewählt, also im Beruf (...) ein anderer einstellen würde und das machen würde oder die haben einfach nur meine Daten genommen und waren nicht so richtig für mich da sozusagen, ja, das war so eher der Fall.« (Berat, Z. 8–17)

Aufgrund der beschriebenen Herausforderungen und komplexen Anforderungen des allgemeinen Arbeitsmarkts fühlt sich Berat überfordert, wie er an einer anderen Stelle des Interviews folgendermaßen hervorhebt:

»Ich fühl mich so allein, ja, es kann natürlich daran liegen, dass die Firmen an sich halt entweder zuerst abbezahlen und dass die beeinträchtigten Menschen nicht so sehr aufnehmen wollen und ja, die wollen halt eher qualifizierter Mitarbeiter haben und das kann daran liegen, dass die einen halt auch nicht so sehr annehmen und traurig sein, anstatt die Beeinträchtigung anzunehmen.« (Berat, Z. 28–31)

Wie Berat, befürchtet auch Haval die finanziellen Hürden während der beruflichen (Aus-)Bildung, wie anhand des folgenden Interviewausschnitts deutlich wird:

»Genau, also allgemein als Erzieher, ich habe auch davon gehört, dass die während der Ausbildung nicht gut verdienen können, und auch glaube ich überhaupt gar nichts außer Sozialhilfe von Staat, auch für mich das Wichtigste ist, was ich machen will, welche Berufe, die ich mag und das ist auch mein Ziel, sozusagen.« (Haval, Z. 161–164)

Ferner werden die bestehenden aufenthaltsrechtlichen Voraussetzungen der Hochschulbildung in Deutschland von den Forschungspartner*innen als große Barriere für die Teilhabe auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt benannt. Der unsichere Aufenthaltsstatus verhindert die Realisierung von Berufswünschen und Zukunftsperspektiven vieler Forschungspartner*innen und verweigert ihnen die Erfahrung, sich als Träger*innen von Rechten wahrzunehmen. Vielmehr erleben sie sich als ohnmächtig gegenüber den verschiedenen diskriminierenden Strukturen in Deutschland. Hierbei kommt der Anerkennung des Asylantrags durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) für die Teilhabe an Erwerbsarbeit von geflüchteten Forschungspartner*innen mit Behinderungserfahrungen eine große Bedeutung zu.

Bereits in der ersten gemeinsam mit einigen Forschungspartner*innen durchgeführten Gruppendiskussion stellte sich heraus, dass zwischen den beteiligten Forschungspartner*innen eine Art geteilte Erfahrung von Exklusion und Diskriminierung, aber auch von Handlungs- und Widerstandsfähigkeit existiert. Jedes Mal, wenn eine Person während der Gruppendiskussion von einem konkreten Fall der Diskriminierung im Umgang mit Behörden, Institutionen und Lehrkräften sprach, wurde diese Aussage mit weiteren Beispielen der anderen Forschungspartner*innen ergänzt und bestätigt. Gleichzeitig zeigte sich auch sowohl in den Interviews als auch in den Gruppendiskussionen der unterschiedlichen Erfahrungen der beteiligten Forschungspartner*innen bspw. im Hinblick auf die Regelungen des Aufenthaltsrechts zwischen den verschiedenen Gruppen von geflüchteten Menschen deutlich:

»Es gibt natürlich immer welche Situationen, die man, sag ich mal, Schwierigkeiten hat, dass man, sag ich mal so wie Ausländer hier ist und so auch bezeichnet wird, zum Beispiel auch so Berufe, wie man Wohnung sucht und so weiter, da wird es nicht gerne gesehen, dass man jetzt soziale Hilfe vom Staat kriegt, da wird man schlecht bezeichnet und so weiter, deswegen ist es immer gut, wenn man hier, sag ich mal, einen Pass hat und ja. Das wird immer so gut bezeichnet, wenn man den Pass hat.« (Haval, Z. 86–92)

Die unterschiedlichen Zugänge der Forschungspartner*innen zum Aufenthaltsstatus und die damit einhergehenden intersektionalen Diskriminierungen, die strukturell verankert sind, erläutert Aklakai im Interview ausführlich. Hierbei äußert er seine Empörung über die vermeintlich egalitäre Betrachtung von geflüchteten Menschen und spricht von einer fehlenden solidarischen Haltung untereinander:

»Das ist nicht nur Deutsche, Geflüchtete sind auch manchmal egoistisch und denken nur an sich, weißt du? Die Leute aus Syrien zum Beispiel bekommen sofort Ausweis, und können zur Schule gehen oder Ausbildung machen oder Arbeiten. Wenn du aus Afrika oder Afghanistan kommst, ist schwer Ausweis zu bekommen. Aber das verstehen sie nicht und sie sagen immer ›we all sit in the same boat‹ aber das ist nicht korrekt weißt du, ich sage immer, ja prima aber einige können nicht mal schwimmen, falls irgendwas mit dem Boot passiert (lacht). Ich werde wahrscheinlich mit meinem Rollstuhl einfach im Meer sterben (.) ich hatte eigentlich viel Glück in Deutschland sicher zu kommen, du hast bestimmt von Medien gehört, wie viele Menschen im Meer sterben, sie wollten eigentlich nach Deutschland kommen.« (Aklakai, Z. 590–599)

Diese Perspektive auf die unterschiedlichen Rechte und Möglichkeiten innerhalb einer vermeintlichen Gruppe von Betroffenen wird von einer weiteren Forschungspartnerin ergänzt, die im Interview ihre Diskriminierungserfahrungen während der Pandemie erläutert. In Bezug auf die fehlende Solidarität gegenüber als asiatisch gelesenen Personen, die insbesondere zu Anfang der COVID-19 Pandemie von rassistischen Mikroaggressionen und Angriffen betroffen waren, führt sie im Interview folgendermaßen aus:

»During the pandemic it was very hard, of course, because I thought. I mean, I was enjoying the life here. Even if I had some difficulties. It was hard to live as a foreigner. But still I thought I'm quite used to this society, and I'm quite satisfied here, but after the pandemic everything suddenly changed because Asians became a virus in one day. The first it was hard to go to the supermarket because I was always angry. No, first it was like some people just sending me texts. Asking if I'm OK. But there were also the considered text messages asking how my family is because the pandemic was first spread in Asia, but people were asking that was very nice, but still going to the supermarket was very stressful because they ask only me if I sanitize my hands, which is showing that they view Asians as viruses, which is so stupid. I mean, it's so funny. Germans are so proud, they're rational, they're logical, whatever. But I mean, when you see how every single person here and I'm not just talking about white people, and Germans are not only white. You know, Germans are very different. So, I'm just talking about residents who are living here, who are living in Germany, how stupid they are believing in this stupid fallacy that Asians are virus. Then why do we have epidemiologists? Why do we have biologists if it's so easy to say Asians are virus.« (Cho-rok, Z. 451–467)

In einem anderen, allgemeineren Kontext weist Berat im Interview auf die Wichtigkeit einer communityübergreifenden Solidarität hin, die auch von Aklakai und Cho-rok thematisiert wird:

»Und das ist auch sehr wichtig halt, dass man mit den Menschen, denen gegenüber auch Empathie empfinden kann, das muss alles dann halt in einem bewusst auch sein halt, also dass der, der gegenüber dir ist auch kein leichtes Leben hat. Also man darf nicht so egoistisch denken in dem Sinne halt, dass man nur selber betroffen ist, davon und dass man halt nur der aller einzige

Mensch auf der ganzen Welt ist, der mit etwas zu kämpfen hat, weil nicht jeder hat es leicht.«
(Berat, Z. 521–528)

Mit diesen Aussagen machen die drei Forschungspartner*innen deutlich, dass viele Menschen zwar im Sinne der Metapher ›Wir sitzen alle im selben Boot‹ versuchen, ihre solidarische Haltung zum Ausdruck zu bringen: dass sie in der gleichen Lage seien bzw. dasselbe Schicksal teilen. Gleichzeitig aber die Tatsache aus den Augen verlieren, dass die individuellen Voraussetzungen, Möglichkeiten und Ressourcen auch innerhalb der als vermeintlich homogen verstandenen Gruppen unterschiedlich vorhanden sind. Diese Aussagen der Forschungspartner*innen sollten jedoch nicht als ein gegeneinander Auspielen der verschiedenen Gruppen von geflüchteten oder migrierten Menschen verstanden werden, sondern zum Aufzeigen und Verdeutlichen von sozialen *Inter- und Intragruppenhierarchien* dienen, die bereits im Unterkapitel 3.4 detailliert diskutiert wurden.

Ferner lässt sich im Hinblick auf den Zugang zu Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt die Ungleichbehandlung von Gleichen und die Gleichbehandlung von Ungleichen erkennen. Diese institutionelle Praxis wird mit bestehenden exkludierenden rechtlichen Grundlagen wie z.B. das EU-Freizügigkeitsgesetz begründet, worauf Nupur im Interview detailliert eingeht:

»Now having migrated as a student to the EU, I'm read as a brown Muslim woman, and still tokenized and exoticized. Within the state-imposed hierarchy, non-EU citizens are third-tier in the labour market, after EU citizens, and residence is almost impossible without employment thus building the system in a way that automatically disadvantages and excludes us. Housing is also hard when people do not trust migrants, refugees and generally people of color, and the government-subsided slightly-less-expensive housing is only available for locals and EU citizens. Also, my papers and racism towards non-German speakers make it impossible to find work, tricky to navigate the compulsory insurance rule and their ridiculous bureaucracies.« (Nupur, Z. 89–97)

Basierend auf den obenstehenden Ausführungen lässt sich insgesamt feststellen, dass der Übergang von der Schule in die berufliche (Aus-)Bildung die selbstbestimmten beruflichen Zukunftsperspektiven von vielen BIPOC mit Behinderungserfahrungen enorm beeinflusst. Somit stellt ein erfolgreicher Übergang, der in eine berufliche (Aus-)Bildung oder Beschäftigung führt, für diese Personengruppe eher die Ausnahme dar. Die fehlenden inklusiven Übergänge sind hierbei u.a. auf das segregierende Bildungssystem und die damit zusammenhängenden behinderungs- und fluchtmigrationsspezifischen strukturellen Ausschlussmechanismen zurückzuführen. Wie sich die komplexen Verschränkungen von Diskriminierungs- und Ausschlusserfahrungen auf die gleichberechtigte Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen nachteilig auswirken, soll im Folgenden anhand der Werkstattbeschäftigung näher erläutert werden.

5.1.1.3 Werkstattbeschäftigung

Die an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht existierenden umweltbedingten und strukturellen Barrieren stellen BIPOC mit Behinderungserfahrungen vor besondere Herausforderungen beim Zugang zu einer gleichberechtigten Teilhabe auf

dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Somit bleibt die Tätigkeit in einer WfbM trotz großer Motivation und Zielstrebigkeit für die Forschungspartner*innen oft alternativlos. Hierbei sind vor allem die individuellen Voraussetzungen, die fehlenden bzw. geringeren Bildungsqualifikationen, die jeweils spezifischen Behinderungserfahrungen und damit verbundenen strukturellen Bedingungen für das Finden einer besseren Beschäftigung und für den nachhaltigen Verbleib am Arbeitsmarkt von großer Relevanz. So lässt sich die subjektiv empfundene Unterforderung und der daraus resultierende Wunsch nach einer sinnvollen und fähigkeitsgerechteren Erwerbsarbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt deutlich erkennen.

Die von den Forschungspartner*innen subjektiv empfundenen Diskriminierungserfahrungen im deutschen Schulsystem werden auch in einigen Interviews erwähnt. So schildern die folgenden Forschungspartner*innen, wie sie ihre Übergangssituationen von der Schule in eine berufliche (Aus-)Bildung subjektiv wahrgenommen haben.

»Sowas ärgert mich halt. Dass man, also dass sie auch gucken sollen, für wen wirklich Werkstatt geeignet ist und für wen nicht und nicht gleich von zehn Kilometern abzulesen»diejenige hat eine Beeinträchtigung und geht gleich in die Werkstatt rein«. Sowas ärgert mich halt einfach.« (Aysun, Z. 220–223)

Im weiteren Verlauf erläutert sie den Grund, weshalb sie sich darüber ärgert, dass sie nicht die Möglichkeit haben kann, wie Menschen ohne Behinderungserfahrungen, eine selbstbestimmte Entscheidung in Bezug auf berufliche Teilhabe treffen zu können:

»Genau, also es ist ja auch einfach für den, weil weniger Papier, die müssen nur einmal anrufen, also beziehungsweise wird gefragt »in welche Werkstatt willst du?, dann wird da angerufen und dann wird gefragt »gibt es da noch einen Platz?« oder so und wenn ja, ist es gut, dann wird vielleicht ein Vertrag oder so fertig gemacht, unterschrieben und dann war's das und wenn die keinen Platz haben, dann wartet diejenige bis September, Oktober, dann ist diejenige auch drinnen und andersrum, wenn man einen ganz normalen Arbeitsplatz haben möchte (.), dann wird ja Papierkram gemacht hast du ganz viel Papierkram, muss man ganz viel telefonieren, dann funktioniert das also es ist einfach für die zu schwer, zu viel Arbeit, warum sollen die das machen.« (Aysun, Z. 229–237)

Die Forschungspartner*innen, die in einer WfbM tätig sind, wissen zwar, dass der allgemeine Arbeitsmarkt viele Möglichkeiten bieten kann. Zeitgleich sind sie mit den vielfältigen Herausforderungen des Zugangs zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt konfrontiert, die sie in den Interviews im Zusammenhang mit den anspruchsvollen Bedingungen des Arbeitsmarkts schildern. Als ein konkretes Beispiel hierfür spricht Dejan im Interview die komplexen Anforderungen des allgemeinen Ausbildungs- und Arbeitsmarkts an. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet er sich auf der Suche nach einer beruflichen (Aus-)Bildung:

»Also ich würde gerne versuchen durch die Agentur der Arbeit wieder ins Berufsbildungswerk zu gehen, Ausbildung machen, heutzutage hat man ohne Ausbildung keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Alles ist einfach so kompliziert gemacht und am Ende versteht man nichts davon. Du musst Einstellungstest durch die Agentur der Arbeit machen und dann auch noch hoffen,

dass du ins Berufsbildungswerk gehen kannst und eine Ausbildung machen kannst und und und die Liste ist so lange.» (Dejan, Z.159-164)

Des Weiteren lässt sich aus den Interviews die Unzufriedenheit mit subjektiv als prekär empfundenen Lebensbedingungen rekonstruieren, die u.a. auf die fehlenden beruflichen Zukunftsperspektiven und die damit einhergehende Resignation der Forschungspartner*innen zurückgeführt werden können. Hierbei wird oft die Frage nach den subjektiven Zukunftsperspektiven gestellt, die für die Forschungspartner*innen entscheidend sind. In den verschiedenen Interviews wird immer wieder das Gefühl der Überforderung sowie Hoffnungs- und Alternativlosigkeit beschrieben, wie der folgende Interviewauszug mit Berat deutlich macht und zugleich für weitere ähnliche Erzählungen der Forschungspartner*innen exemplarisch steht:

»Aber danach gab es auch noch nach dieser Zeit kam auch irgendwann mal jemand, der mich auch angenommen hatte, da hatte ich auch so Praktikum durchgeführt, die wollten mich auch annehmen, das war in so einer Wäscherei und ja, ich wurde dort nicht angenommen, weil halt die Pandemie kam und da hatte ich nur meine Erfahrungen so gesammelt und dann irgendwie ja meistens der Fall, entweder sammle ich nur die Erfahrung oder werde nicht so richtig angenommen. Also ich bin immer so halt außenstehend so um den ganzen.« (Berat, Z. 18–24)

Angesichts der fehlenden sozialen Kontakte und Netzwerke wird die Tätigkeit in der WfbM als Möglichkeitsraum wahrgenommen, um Kontakte zu knüpfen und ggf. Freundschaften aufzubauen, bei gleichzeitiger Unzufriedenheit mit der Arbeit an sich. In den meisten Interviews wird dabei die Relevanz des Austauschs mit anderen BIPoC mit Behinderungserfahrungen hervorgehoben, die ähnliche Erfahrungen mit den verschiedenen gesellschaftlichen Barrieren machen:

»Einige Freunde habe ich schon, also mit denen ich halt schreibe, mit denen ich mich auch unterhalte und ja, und hier verstehe ich mich gut mit vielen. Die Arbeit ist ehrlich gesagt scheiße aber wir helfen uns auch wie gesagt immer gegenseitig, also wenn mal was ist, dann versuche ich halt auch für die da zu sein, also sie nicht im Stich lassen sozusagen. Das ist für mich sehr wichtig, mit Leuten in Kontakt zu bleiben, die ähnlich ticken wie ich.« (Berat, Z. 188–193)

Wenngleich nicht alle Forschungspartner*innen über solche freundschaftlichen Beziehungen verfügen, kann die Existenz einer Vertrauensperson als eine Art emotionale Unterstützung aufgefasst werden. In diesem Kontext zeigen sich vielfältige Unterstützungsmöglichkeiten innerhalb der verschiedenen Communities:

»Ja, das ist interessant, also das ist eine gute Möglichkeit (.) ich glaube Samstag ist Theatergruppe mit der Frau, die da die Theatergruppe leitet und da mache ich auch mit, ich habe auch Freude dort und ich bin auch stolz, das ist eine richtig starke Theatergruppe (...) und da lerne ich auch viel und auch ich persönlich habe mich da weiterentwickelt durch das ganze üben mit dem Theater, das gefällt mir sehr gut.« (Ceyda, Z. 377–382)

Die existierenden Formen von Beschäftigungsverhältnissen in einer WfbM stellen gerade im Zusammenhang mit der UN-BRK und den damit einhergehenden Forderungen nach einer gleichberechtigten Teilhabe an Erwerbsarbeit von Menschen mit Behinderungserfahrungen ein stark diskutiertes Thema dar (u.a.: Karim, 2021; Schachler, 2022;

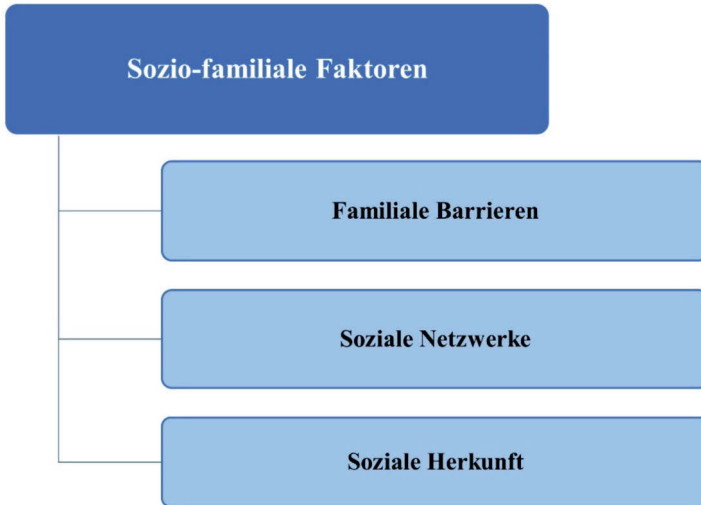
Schreiner, 2017; Schreiner & Wansing, 2016; Teismann, 2022; Wansing et al., 2018). Aufgrund institutioneller Hürden und Diskriminierungen können unterschiedliche Formen von Zugangsbarrieren auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt auftreten. Eine häufig genannte Hürde der Forschungspartner*innen stellt dabei das Beschäftigungsverhältnis in den Werkstätten dar. Laut § 136(1) SGB IX ist die WfbM eine Einrichtung zur Teilhabe an Erwerbsarbeit von Menschen mit Behinderungserfahrungen und zur Eingliederung in den allgemeinen Arbeitsmarkt. Die restriktiven Bedingungen des allgemeinen Arbeitsmarkts führen jedoch dazu, in den letzten Jahren der Anteil an Werkstattbeschäftigten steigt (BMAS, 2016, 2021).

Insgesamt ist festzustellen, dass die Werkstattbeschäftigung für die meisten der Forschungspartner*innen keinen zufriedenstellenden Arbeitsplatz darstellt. In diesem Zusammenhang scheinen neben der schulischen Bildungsqualifikation, die persönlichen Voraussetzungen der Forschungspartner*innen eine wichtige Rolle zu spielen. Zudem bleibt offen, wie eine Beschäftigung in einer WfbM gelingen kann, die solche ambivalenten Erfahrungen der Beschäftigten reduzieren kann. Die Tätigkeit in den WfbM muss insofern differenziert betrachtet werden, dass auch einige Forschungspartner*innen im Interview angeben, mit der Werkstattbeschäftigung zufrieden zu sein (mehr dazu siehe Unterkapitel 5.2.1.3), weil es für sie keine besseren bzw. alternativen Beschäftigungsmöglichkeiten zu geben scheint.

5.1.2 Sozio-familiale Faktoren

Der Zusammenhang zwischen sozio-familialen, ökonomischen und individuellen Faktoren in Bezug auf den schulischen und beruflichen Erfolg wurde in der deutschsprachigen Bildungs- und Ungleichheitsforschung bereits hinreichend belegt (u.a.: Bozay, 2016; Degele, 2019; Gomolla, 2014, 2016, 2017; Hormel, 2013; Riegel, 2016; Skrobanek, 2015; Winker & Degele, 2009). Die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit unterstreichen diese Erkenntnisse: Insbesondere erleben geflüchtete Menschen mit Behinderungserfahrungen höhere intersektionale Barrieren im Vergleich zu denjenigen Forschungspartner*innen, die in Deutschland geboren und/oder aufgewachsen sind. Dies lässt die Annahme zu, dass geflüchtete Menschen mit Behinderungserfahrungen im Vergleich zu den anderen migrantisierten Communities, die lange in Berlin etabliert sind, wie z. B. den türkischen, russischen, koreanischen oder ghanaischen Communities, über weniger soziale Netzwerke verfügen.

Abb. 12: Sozio-familiale Faktoren von Zugangsbarrieren zu Erwerbsarbeit (eigene Darstellung).



5.1.2.1 Familiäre Barrieren

Wenngleich in den meisten Interviews sowohl Eltern als auch Geschwister als familiäre Ressourcen erwähnt werden (siehe dazu Unterkapitel 5.2.2.1), die beispielsweise ein offenes Ohr für das Anliegen der Forschungspartner*innen haben. Gleichzeitig bringen viele Familiensysteme auch eigene Anforderungen an den beruflichen Werdegang ihrer Kinder mit sich. Dies verstärkt nicht nur den Leistungsdruck, sondern auch die damit verbundenen enormen Belastungen der Forschungspartner*innen, wie im Folgenden anhand von einigen Interviewauszügen näher beleuchtet wird. So erzählt beispielsweise Viktoria im Interview von den herausfordernden Aushandlungsprozessen in der eigenen Familie und damit verbundenen Bevormunden:

»Das weiß meine Mutter, ich weiß nicht welche, also ich kenne nur, das ist neu, meine Mutter hat von Jobcenter eine Einladung bekommen, dass ich für eine Werkstatt arbeite, aber ich weiß nicht was für eine Werkstatt, Mama weiß glaube ich, aber sie sag mir auch nie was. Sie macht immer alles, und wenn ich sie frage, was passiert, sie sagt auch nicht. Ich weiß nicht ganz genau, wo das ist.« (Viktoria, Z. 129–133)

Zudem verdeutlicht die Analyse des empirischen Datenmaterials, dass die Teilhabe von BIPOC mit Behinderungserfahrungen von verschiedenen Einflussfaktoren bestimmt ist, wie z. B. von der sozialen Herkunft und unterschiedlichen Bildungshintergründen der Eltern sowie den damit zusammenhängenden individuellen Lernvoraussetzungen der Forschungspartner*innen. Hierbei scheint das Erreichen von besseren Berufsqualifikationen eine große Rolle zur Verwirklichung der subjektiven Zukunftsziele von BIPOC mit Behinderungserfahrungen zu spielen.

Beispielsweise erläutert Haval gleich zu Beginn des Interviews, dass er in Bezug auf seine beruflichen Möglichkeiten alternative Wege einzuschlagen versucht, die seinen individuellen Voraussetzungen (u. a. die sprachlichen Barrieren und unzureichenden Bil-

dungsqualifikationen) und vorliegenden Beeinträchtigungen entsprechen, damit er auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gleichberechtigt teilhaben kann:

»Ich bin seit fünf Jahren hier in Deutschland, und hab am Anfang keine Schule besucht, sondern habe ich mir eine Buch gekauft, wo ich auch dabei sozusagen davon Deutsch gelernt habe und nach paar Monate hab ich mich in eine Schule angemeldet und dort wurde ich auch angenommen, war dort zwei Jahren, hab ich meine qualifizierten Hauptschulabschluss gemacht, aber davor war bisschen schwer, da ich nicht so gut Deutsch konnte, musste ich ein Jahr wiederholen und ja, dann habe ich meinen qualifizierten Hauptschulabschluss gemacht, 2,3 und hab versucht eine Ausbildung zu finden.« (Haval, Z. 10–17)

Die von Haval ausführlich beschriebenen Erwartungen lassen nicht nur den Leistungsdruck, sondern auch die damit verbundenen enormen Belastungen für ihn klarwerden:

»Aber für mich war bisschen so schwer, da ich mich nicht so mit diesen Situationen oder diesen Weg gut auskenne (...) Aber das ist nicht einfach, weil meine Eltern verstehen nicht viel von der Schule, da sie nicht in der Schule gegangen sind. Deshalb ist es schwer für sie, wenn ich viele Jahre noch zur Schule gehe, und dann kommt noch viele Jahre Ausbildung und so. Sie wollen einfach, dass ich arbeiten gehe. Aber wo kannst du ohne Schulabschluss arbeiten und viel Geld verdienen, bei MacDonalds bestimmt nicht (lacht). Vielleicht wenn du richtig bekannter Fußballer bist (lacht).« (Haval, Z. 18–24)

In ähnlicher Weise wird aus dem Interview mit Puriki deutlich, welche Bedeutung das elterliche Bildungskapital für den schulischen Erfolg von Kindern haben kann. In diesem Kontext lässt sich anhand des nachfolgenden Interviewausschnitts der Zusammenhang zwischen den fehlenden Bildungsqualifikationen von Puriki und den Herausforderungen während der beruflichen (Aus-)Bildung erkennen:

»In meiner Heimat ich habe nicht studiert, in meiner Heimat ist die Schule nicht wie hier. Bei uns ist die Schule wirklich (.) voller Korruption und nur die, die richtig studieren, die ihr Vater Geld haben oder die mit vielen Männern schlafen können und seine Stelle zu finanzieren und ich habe diese Gelegenheit nicht und deswegen in meiner Heimat, wenn ich wirklich meine Bilder von meiner Heimat und hier sehe, obwohl da ich habe meine ganze Kindheit gelebt, ich habe null gelernt. Meine Eltern waren auch nie in der Schule. Ich bin wirklich im Kopf null, ich habe alles hier erlernen müssen.« (Puriki, Z. 54–61)

Aus dem empirischen Datenmaterial wird ebenfalls der Wunsch nach Anerkennung der individuellen Voraussetzungen und ressourcenorientierten schulischen Leistungen deutlich. Diesbezüglich schildert Aysun im Interview, welche verschiedenen Aufgabebereiche sie im Laufe der Zeit kennengelernt hat:

»Also das, was mir gefallen hat, kann ich dir jetzt glaube ich nicht so gesagt (lacht), aber ich zähle die jetzt mal auf, also zwei Mal beim Friseurladen (.) zwei Mal auch- zwei Mal auch Werkstatt einmal in Co-working Space, genau und einmal hier, also wo ich jetzt mache, also in ei- in einer IT-Firma [...] Genau also Co-working Space war ich zwei oder drei Jahre, genau und (.) Friseurladen war ich jeweils auch zwei Mal, aber jeweils zwei Wochen auch, genau und (.) Werkstatt auch jeweils zwei Wochen.« (Aysun, Z. 246–264)

Die prekären Teilhabemöglichkeiten der Forschungspartner*innen sind jedoch nicht nur als individuelle Einflussfaktoren beim Zugang zu Erwerbsarbeit zu begreifen, sondern im Zusammenhang mit ihren Bildungsqualifikationen, sozio-familialen Bedingungen, den unzureichenden strukturellen Unterstützungsmöglichkeiten sowie den fehlenden sozialen und bildungsbiographischen Ressourcen der Eltern, wie sich anhand des nachfolgenden Interviewauszugs mit Nupur exemplarisch zeigen lässt. Im Interview erläutert Nupur die herausfordernden Aushandlungsprozesse zwischen den eigenen individuellen Voraussetzungen und strukturellen Bedingungen der Dominanzgesellschaft:

»I grew up not knowing I was autistic and neurodivergent and constantly deeply masking and having to conform to weird ableist norms, on top of the aforementioned gender norms of being ›assigned female at birth‹. It left me with a lot of confusion and shame around my body and sense of self; I wasn't allowed to question anything. For example, my period is something I am culturally and socially meant to hide but I experience excruciating pain due to my PoCs and bottom dysphoria as well, but as a woman I just have to learn to live with it and not speak about it and normalize my suffering.« (Nupur, Z. 106–112)

Insgesamt lässt sich aus den obenstehenden Aussagen der Forschungspartner*innen das Erklärungsmuster der guten schulischen Leistungen als zentrale Grundlage für das Erreichen eines Schulabschlusses und somit auch für den erfolgreichen Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem Arbeitsmarkt herausarbeiten. Die verschiedenen Ressourcen der Forschungspartner*innen und ihrer Familie sind vielfältig und unterschiedlich vorhanden.

Die konkreten Handlungs- und Bewältigungsstrategien von Zugangsbarrieren können somit für die Forschungspartner*innen unterschiedlich aussehen. Der angestrebte schulische Erfolg wird von einigen Forschungspartner*innen als wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit erläutert. Ebenfalls wird dabei immer wieder der Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben als bedeutsame Zukunftsperspektive von BIPoC mit Behinderungserfahrungen geschildert.

5.1.2.2 Soziale Netzwerke

Aus den analysierten Aussagen der Forschungspartner*innen lässt sich eine Vielzahl an Hinweisen auf die große Wichtigkeit von sozialen Netzwerken erkennen, die im Abschnitt zu ›Handlungsstrategien und Bewältigungsressourcen‹ ausführlich thematisiert werden (siehe dazu Unterkapitel 5.2.2.3). Im Umkehrschluss verweist diese Form von Bewältigungsstrategien von multiplen Zugangsbarrieren zu gesellschaftlichen Teilhabesystemen darauf, dass strukturelle Barrieren nur dann kompensiert werden können, wenn die Forschungspartner*innen über die entsprechenden tragfähigen sozialen Beziehungen verfügen. Ferner können die fehlenden sozialen Beziehungen dazu führen, dass BIPoC mit Behinderungserfahrungen an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden.

Das Fehlen von sozialen Netzwerken kann in diesem Sinne auch im Zusammenhang mit der Unzufriedenheit im Leben betrachtet werden. Nach den eigenen Angaben haben viele der Forschungspartner*innen kaum Möglichkeiten, sich bei alltäglichen Problemen sich jemandem anzuvertrauen. Beispielsweise thematisiert Malika im Interview, dass

sie sich aufgrund der fehlenden Möglichkeiten, Freundschaften aufzubauen und in ihrer Freizeit mit anderen Menschen in Kontakt zu treten, gelegentlich einsam fühlt:

»So viele Freunde habe ich nicht. Es geht, viele haben keine Zeit. Entweder sie müssen arbeiten oder Ausbildung machen (.) Manchmal ist das schwierig für mich, weil bei uns kannst du jederzeit zu deinen Freunden gehen und zusammen was machen oder einfach so reden. Hier ist das anders. Da bin ich manchmal alleine. Ich habe auch eine Freundin wir haben viel zusammen gemacht, wenn sie Zeit hat und wenn ich nicht krank bin. Ich bin ständig krank. Wenn ich denke, ok jetzt geht es wieder besser, jetzt kann ich was machen, dann bin ich nochmal eine Woche krank. Das ist unterschiedlich, manchmal ist Kopfsache und manchmal gesundheitlich. Es ist wirklich wichtig mit den Leuten zu reden oder was machen (.) aber ist schwierig halt.« (Malika, Z. 229–237)

Es kann also anhand der subjektiven Aussagen der Forschungspartner*innen festgehalten werden, dass die fehlenden sozialen Beziehungen dazu führen, dass sie sich oft einsam fühlen. Dejan fühlt sich oft allein gelassen, niemand scheint ihm Interesse entgegenzubringen, sodass er für sich keine sozialen Beziehungen und Freundschaften findet. Diese Wahrnehmung des Verhaltens seiner Mitmenschen geht auch mit der Frage nach Zugehörigkeit und Akzeptanz einher. Hier drängt sich der Eindruck auf, dass es ihm trotz seiner vielfältigen Engagements und Bemühungen, um nicht gleich aufzugeben, ihm nicht immer gelingt, positiv in die Zukunft zu blicken. Aufgrund dieser herausfordernden Erfahrungen scheint Dejan gelegentlich Suizidgedanken zu haben:

»Manchmal frage ich mich, ob es sich überhaupt lohnt in dieser Welt zu leben, immer und immer wieder zu kämpfen. Du stehst morgen auf und fragst dich wofür eigentlich alles? Du weißt ganz genau, niemand interessiert sich für dich sogar deine eigene Familie hat irgendwann kein Bock mehr auf dich. Glaub mir, Menschen werden dich anders behandeln, wenn du im Rollstuhl sitzt. Ich bin ja nicht doof, ich weiß doch ob Menschen Bock haben auf mich oder nicht. Manche wechseln gleich die Straßenseiten, wenn sie mich sehen (lacht), ich nehme das auch niemandem übel, wirklich gar nicht. Da bin ich mittlerweile gechillt.« (Dejan, Z. 61–68)

Das unmittelbare soziale Umfeld scheint also für Dejan ein subjektiver Einflussfaktor u.a. für ein zufriedenstellendes Leben zu sein. Im Umkehrschluss lässt sich aus seinen Aussagen ableiten, dass die beschriebenen Erfahrungen von Isolation, Mutlosigkeit und Resignation u.a. dazu führen können, sich die grundsätzliche Frage nach dem Sinn des Lebens und der eigenen Verortung darin zu stellen:

»Weißt du, mein Vater hat immer gesagt, denk immer positiv, sonnige Tage kommen auch noch (lacht) aber manchmal fragst du dich einfach, wofür der ganze Stress im Leben, du bist einfach nur Belastung für alle. Wie ein kleines Kind, das immer ein Kind bleibt und für alles im Leben seine Mama braucht, ernsthaft wofür dann träumen, wenn du nicht mal dein Po selber abwischen kannst. Ich sag es dir einfach, ich bin ein ehrlicher Mensch, weißt du, irgendwann hast du einfach satt von allem.« (Dejan, Z. 69–74)

Im Interview spricht Nebiyu ebenfalls ausführlich davon, dass er als geflüchteter Mensch mit Behinderungserfahrungen immer wieder aufgefordert wird, von seinen traumatischen Erfahrungen in den Alltagsinteraktionen mit Menschen ohne Fluchtmigrationserfahrungen zu erzählen. Ferner thematisiert er im Interview die Herausforderungen

und Schwierigkeiten, Freundschaften aufzubauen und seinen Platz in der Gesellschaft zu finden:

»Nobody cares about your traumas; you have to tell the same story every now and then, the same story all over again. Sometimes, I feel like performing I have to tell my stories again and again. Even with friends you make in Germany, you think wow they are interested in me but in the end, they want your story so that they feel better, there is this disabled, black refugee guy in Heim I teach German, so they feel better about themselves. I don't know maybe they feel that they have stories to tell their friends. You need to have pretty thick skin to survive all this, why am I telling you this, I mean you are a black guy living in Germany you know what I mean right?« (Nebiyu, Z. 269–276)

Ein weiterer Aspekt der Bedeutung von sozialen Beziehungen und Kontakten liegt in der notwendigen Bearbeitung von existierenden Informationsbarrieren (siehe dazu Unterkapitel 5.1.3.3), die von einer Forschungspartnerin folgendermaßen erläutert werden:

»Ich weiß nicht, eine Person hat mit meiner Mutter geredet und gesagt, wir sollen dahin. Dann sind wir zusammen dahin gegangen und sie haben uns geholfen. Zum Beispiel die Formulare gemacht für uns und zusammen mit uns gegangen oder sie gucken und sagen dir, alles gut (.) Alles geklappt oder nochmal zu mir kommen nächste Woche oder so. Oder meine Mutter ruft da und sie fragt, okay wann kommt Bescheid und so. Sie wissen alles egal was du fragen hast. Das hat uns sehr sehr geholfen.« (Viktoria, Z. 217–222)

Mithilfe des nachfolgenden Interviewausschnitts wird ebenso deutlich, wie BIPOC mit Behinderungserfahrungen mit intersektionalen Identitäten und den damit verbundenen, konstitutiven gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen umgehen:

»Oof I hate it, it always feels like there's some part of my identity that I have to erase, make palatable or have my needs ignored in order to take up space anywhere. When I am in BIPOC spaces, it can be hard to negotiate queerness and my gender in neocolonial and anticolonial terms, which is also difficult to process in white dominated places. Disabled-friendly spaces tend to center white understanding of it, and queer spaces are rarely conscious of disability and racism, in my experience. How I deal with it is by making my own spaces through my friends and collectives, so that at least spaces are not always white-dominated and can somewhat accommodate disability, accessibility and queer inclusion. And the point is to host spaces where disability and queerness are the default so whatever can be done in terms of accessibility takes place – this includes working-class people, asylum-seekers, people living in precarity, unhoused people, indigenous people.« (Nupur, Z. 187–198)

Die beschriebenen unterschiedlichen Unterstützungsmöglichkeiten aus den jeweiligen migrantischen Communities verdeutlichen die wichtige Rolle von sozialen Netzwerken. Gleichzeitig wird hierdurch deutlich, dass diejenigen, die nicht über den Zugang zu sozialen Netzwerken verfügen, mit weiteren Hürden konfrontiert sind, um die entsprechenden Informationen bzw. bei Behördengängen die notwendigen Unterstützungen zu erhalten. Die Zugänglichkeit sozialstaatlicher Leistungen sowie Informations- und Unterstützungsangeboten ist demnach zu hinterfragen. Der Zugang zu Informationen über bestehende Unterstützungsstrukturen scheint davon abhängig zu sein, ob die Forschungspartner*innen auf ihre sozialen Netzwerke zurückgreifen können oder nicht.

Dies stellt besonders für geflüchtete Menschen mit Behinderungserfahrungen eine große Herausforderung dar, die im nachfolgenden Abschnitt im Zusammenhang mit klassenbezogenen Diskriminierungen detaillierter erläutert wird.

5.1.2.3 Soziale Herkunft

Aus den empirischen Daten der vorliegenden Arbeit lassen sich diverse Barrieren der Teilhabe von BIPOC mit Behinderungserfahrungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt herausarbeiten. In den analysierten Interviews zeigt sich deutlich, dass die Forschungspartner*innen auf die unterschiedlichsten Weisen von gesellschaftlichen *Behinderungsprozessen* betroffen sind. Dabei spielt die soziale Herkunft eine enorme Rolle, wie im Folgenden anhand der vielfältigen Aussagen der Forschungspartner*innen im Hinblick auf den Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt erläutert wird.

Ähnlich wie anhand von Erfahrungen der anderen Forschungspartner*innen im vorherigen Abschnitt ausführlich erläutert, machen Havals folgende Schilderungen deutlich, wie die Lehrkräfte mit migrationsbedingter Vielfalt im Unterricht und den damit verbundenen Herausforderungen umgehen:

»Wenn ich zweimal Fragen stelle, sagt der Lehrer wir sind nicht in der Nachhilfe Lehrer ich habe auch viele andere Schüler du bist nicht alleine bla bla bla aber die anderen haben nicht gerade was gefragt und sagt er ich diskutiere nicht mit dir, das sagen viele Lehrer wenn sie keine gute Antwort haben aber ich denke die meisten wollen kein Araber in Deutschland ich habe viele Videos gesehen die gehen auf der Straße damit wir von hier abgeschoben werden das macht mich traurig und wütend weißt du, das ist auch jetzt unsere Heimat, wir leben hier, wir sind höflich, wir geben alles, wir lernen fleißig, manchmal denke ich, was wollen sie mehr von uns, ich verstehe das einfach nicht.« (Haval, Z. 284–291)

An einer anderen Stelle spricht Haval die von ihm subjektiv wahrgenommenen Diskriminierungen an, die er im Interview in Bezug auf Genervtheit und Ungeduld des Personals im Jobcenter erläutert:

»Also, dass man als Jugendliche schon das beibringt, dass man nicht Rassist sein soll und uns nicht zeigen, als ob wir stinken oder als ob wir immer arm waren. Sie haben keine Ahnung, wie viel wir hatten und ein schönes Haus, alles ist kaputt und hier der Jobcenter wollen dich nicht mal richtig angucken, als ob wir kriminell sind, weißt du? Was kannst du bei Jobcenter klauen? (lacht).« (Haval, Z. 284–322)

Auch Puriki spricht im Interview davon, wie sie den spezifischen Verwobenheiten sozialer Herkunft, Gender und Rassismus in ihrem beruflichen Alltag begegnet. Wenngleich sich ihre Aufgabe in einem Kindergarten scheinbar vor allem darauf beschränkt, für die Körperpflege der Kinder zu sorgen wie z.B. für das Windelwechseln, macht sie trotzdem weiter, da sie vorhat, die Probezeit möglichst stressfrei abzuschließen, wie sie im Folgenden skizziert:

»Ich wäre nur die kleine, die wirklich nur für Windelwechsel, bei egal welche Gruppe, wenn eine in die Hose gemacht hat, sie sagen zu mir »Puriki mach mal das«, obwohl alle Mütter sind, sie sagen »nee, ich kann keine Kacke sehen«, aber wenn ich nicht da wäre, die machen das. Sobald

ich da bin, ich bin für alle Gruppe zuständig, auch wenn in meine Gruppe die Kinder sauber sind.» (Puriki, Z. 109–112)

Die damit verbundenen psychischen Belastungen im Arbeitsalltag muss sie »runterschlucken«, wie sie selbst im Interview ausführlich beschreibt:

»Und deswegen ist eine Art von Rassismus, die haben selber nicht gemerkt, aber ist eine Art von Rassismus. Aber es hat mich weh getan, aber ich habe immer gelächelt, immer alles runterschlucken, sie haben niemals gespürt, dass ich verletzt war, aber ganz ehrlich, ich bin nur dageblieben, weil ich immer mich so eingestellt habe, dass ich dumm bin und dass ich nicht verletzbar bin. Aber ich habe gemacht, weil ich wollte irgendwas erreichen für mich und für meine Tochter.« (Puriki, Z. 126–131)

Berat spricht im Interview ausführlich davon, welches zusätzliche Maß an Kraft, das Betroffene jeden Tag für die Kämpfe um Teilhabe aufwenden müssen. Dabei wird die fehlende Wertschätzung von Diversität in der Dominanzgesellschaft deutlich:

»(...) weil man muss halt auch viel mehr Kraft investieren als sonst, als Eingeschränkter muss man sehr viel Kraft haben als einer der gesünder ist und das habe ich dann halt auch bei mir selbst bemerkt, habe ich auch bei anderen auch bemerkt. Ich kenne auch andere Eingeschränkte, die halt Selbiges durchmachen mussten, die halt jeden Tag ist es so für Eingeschränkte wie ein Kampf, der nie aufhört. Es ist immer ein Kampf halt immer, weil man dann halt immer sich anstrengen muss, also noch mehr anstrengen muss als sonst, weil man ja versucht etwas zu erreichen, man ist auf jeden Fall ehrgeiziger dadurch, was auch, aber andersrum ist es auch so, dass man es von den oder von den anderen nicht so anerkennt bekommt, also dass man eigentlich sowieso viel Kraft investiert hat und so viel Kraft gegeben hat und so. Und das ist schon so traurig halt mitzubekommen halt auch von denen, die immer so eine Absage geben halt.« (Berat, Z. 420–431)

Insgesamt deuten die Aussagen der Forschungspartner*innen darauf hin, dass eine kritische und intersektionale Analyse von gesellschaftlichen Ausgrenzungs- und Exklusionsmechanismen an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht sich mit weiteren Herrschaftsverhältnisse wie Klassismus und Sexismus befassen muss. In diesem Zusammenhang ist es unabdingbar, im jeweiligen empirischen Forschungsprozess zu Teilhabe und Diskriminierung von BIPOC mit Behinderungserfahrungen, neben der beiden zentralen Differenzkategorien der vorliegenden Arbeit ›Behinderung‹ und ›Migration/Flucht‹, auch gender- und klassenbezogene Diskriminierungen besonders in den Blick zu nehmen.

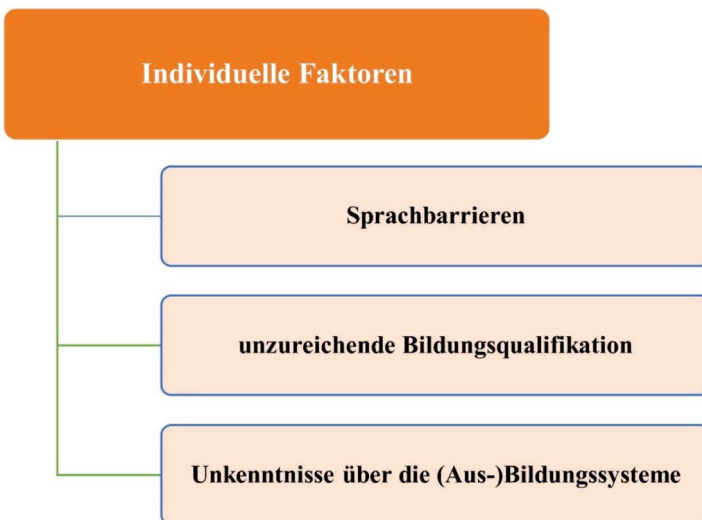
5.1.3 Individuelle Faktoren

Hinsichtlich individueller Hürden beim Zugang zu Erwerbsarbeit muss an dieser Stelle auf die Heterogenität der Forschungspartner*innen hingewiesen werden. Sie befinden sich in unterschiedlichen Lebenslagen: nicht nur in Bezug auf die Migrationsphasen, ethnischen Herkunft und Behinderungsformen, sondern auch den Bildungs- und Berufsstatus sowie die sozialen Hintergründe betreffend. Vor dem Hintergrund dieses Bewusstseins um die Heterogenität der Personengruppe sollen dennoch gemeinsame

individuelle Faktoren dargestellt werden, welche während der Datenanalyse extrahiert werden konnten (siehe dazu Abb. 13).

Dazu gehören einerseits Einflussfaktoren wie z.B. Sprachbarrieren und Unkenntnisse über die komplexen (Aus-)Bildungssysteme auf individueller Ebene und andererseits die verschiedenen Einflussfaktoren wie bspw. die unzugänglichen Beratungs- und Informationsangebote, prekären Übergänge, der erschwerte Zugang zum allgemeinen Arbeitsmarkt sowie die damit zusammenhängende Werkstattbeschäftigung auf strukturell-institutioneller Ebene.

Abb. 13: Individuelle Faktoren von Zugangsbarrieren zu Erwerbsarbeit (eigene Darstellung).



5.1.3.1 Sprachbarrieren

Im Zusammenhang mit den fehlenden Möglichkeiten zum Erlernen der deutschen Sprache wird dem Spracherwerb von vielen der Forschungspartner*innen eine wichtige Rolle für den Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe zugeschrieben. Insbesondere die geflüchteten Forschungspartner*innen mit Behinderungserfahrungen betonen die Relevanz des Spracherwerbs für das Ankommen in der deutschen Gesellschaft. Die bestehenden Sprachbarrieren haben zur Folge, dass die vielfältig vorhandenen Unterstützungsangebote die Zielgruppen nicht genug erreichen, da diese – neben sozialstaatlichen Einschränkungen – vor allem aufgrund von Informations- und Sprachbarrieren nicht für alle Menschen gleich zugänglich sind.

Wenngleich einige Faktoren von den Forschungspartner*innen als individuelle Faktoren benannt werden, lässt sich anhand des folgenden Interviewausschnitts mit Aklakai exemplarisch verdeutlichen, dass es sich dabei um miteinander verwobene Strukturen sozialer Ungleichheit handelt. Aklakai spricht im Interview von sprachlichen Barrieren

und damit verbundenen Hindernissen, wie z.B. erschwerte Möglichkeiten, soziale Kontakte aufzubauen:

»Ja, ich verstehe manche, aber viele Wörter nicht und ja, außerdem sprechen die Leute zu schnell und das ist nicht so wirklich das Problem. Ich glaube es liegt bei der Wortschatz (.), ja vielleicht habe ich auch wenig Gelegenheit Deutsch zu sprechen, zu üben. Weißt du ich bin im Rollstuhl, es ist nicht einfach unter die Leute zu gehen. Aber ich hoffe es wird besser. Ich mache eine andere Kurs, ja, ich möchte mich verbessern.« (Aklakai, Z. 70–74).

Viele Forschungspartner*innen nennen die anfänglichen Sprachbarrieren als große Hürde für den Zugang zu sozialstaatlichen Angeboten. Zudem wird damit die Wichtigkeit des Spracherwerbs betont, um an Erwerbsarbeit teilhaben zu können. Das Erlernen der deutschen Sprache geht zumeist mit hoffnungsvollen Zukunftsperspektiven der Forschungspartner*innen einher. So organisieren die Forschungspartner*innen innerhalb ihrer Möglichkeiten, familiäre und soziale Unterstützungen zur Überbrückung von Sprachbarrieren. In diesem Zusammenhang ist die Notwendigkeit der Sprachförderung (Deutschkurse für geflüchtete Menschen) für die Anfangszeit in Deutschland besonders zu betonen. In diesem Zusammenhang berichtet eine Forschungspartnerin von ihren Kompromissen als Ausgleich für die fehlenden Kenntnisse der deutschen Sprache, um die Probezeit in einem Kindergarten zu überleben und ihr berufliches Ziel zu erreichen:

»Ich habe mich nie beschwert, ich habe die Arbeit gemacht, wo überhaupt nicht in meinem Vertrag stand, ich muss manchmal Sachen, wo ich sage »oh Gott, machen die das, dass ich schwarz bin, oder wieso machen die das?« Aber ich habe mir nicht anmerken lassen, weil ich brauche diese Stelle, ich brauche deren Hilfe und hab ich mir einfach machen lassen, weil durch meine ganze Lebenssituation, meine Arbeitssituation, sobald du bei einem Kollegen irgendwie nein sagst, bist du nicht mehr die Nette, die unterstützen dich nicht mehr, deswegen ich habe mich wirklich als dumm hingestellt und alles mit mir machen lassen, was die von mir wollten, bis ich meine drei Jahre durch habe, aber am Anfang, die wussten ganz genau, dass ich die deutsche Sprache nicht beherrsche und ich habe auch Vertrag unterschrieben, dass ich Schwierigkeiten mit Rechtsschreibung und mein Deutsch nicht perfekt ist, die haben gesagt, die geben wir Unterstützung.« (Puriki, Z. 42–52)

Puriki führt aus, dass die Bitte von ihren Kolleginnen im Kindergarten nicht als kollegiale Unterstützung zu verstehen ist, sondern vielmehr als Aufforderung, die beschriebenen Aufgaben zu übernehmen. Auf ähnliche Weise werden die verschiedenen Anforderungen, sich den prekären und diskriminierenden Bedingungen der Dominanzgesellschaft anzupassen, von Nupur ausführlich beschrieben. Beispielsweise wird anhand eines weiteren Interviewausschnitts von Nupur deutlich erkennbar, dass viele BIPoC mit Behinderungserfahrungen zumeist mit intersektional verwobenen Diskriminierungen konfrontiert sind:

»As a PoC and migrant, I have to always perform as a »good citizens«/not break any legal or social rules so as not to get attention from police and harassment from everyone. I'm also only allowed to be queer and trans in their terms, literally through their language and figuratively how I am allowed to bring myself into queer spaces even. Ableism is everything from the expectation to be verbal and able to speak their specific dialect fluently, to assuming white saviorism

and the development paradigm is inherent and somehow makes them better at dealing with these infrastructural things, without acknowledging that the reason people in my family and nation are more likely to have disabilities and diseases is colonization in the first place. Due to my class privilege and fluency in English, I am at least relatively safer here in medical care system compared to my darker-skinned, fat, non-English-speaking, transsexual peers also. I anticipate that when I start medically transitioning (not terminology I use for myself but that is how it is understood), my androgyny will confuse people even more and make me more likely to experience violence.» (Nupur, Z. 133–145)*

Es lässt sich insgesamt festhalten, dass aufgrund fehlender mehrsprachiger Unterstützungsangebote bei Behördengängen die Forschungspartner*innen eigenständig eine dolmetschende Person miteinbeziehen und die Kosten selbst übernehmen müssen. Dies führt unter anderem dazu, dass die Betroffenen finanziell stark belastet werden. Solchen institutionell diskriminierenden Praktiken seitens der Behörden muss gegensteuert werden (Kronauer, 2010, S. 112). Eine Weiterentwicklung der Dienste und Einrichtungen ist daher elementar, um diesen Zugangsbarrieren von BIPoC mit Behinderungserfahrungen zu den verschiedenen Teilhabesystemen Rechnung zu tragen und inklusivere und kultursensible Unterstützungsangebote bereitzustellen.

Aus dem analysierten empirischen Datenmaterial lässt sich insgesamt herauslesen, dass die Informations- und Sprachbarrieren dazu beitragen, dass der Zugang zu sozialstaatlichen Leistungen weiterhin erschwert bleibt. Die Komplexität der wohlfahrtstatlichen Unterstützungsangebote hat u.a. zur Folge, dass insbesondere geflüchtete Menschen mit Behinderungserfahrungen nicht nur aufgrund ihrer prekären Rechtsansprüche, sondern auch oft wegen ihrer unzureichenden Deutschkenntnisse, diese sozialstaatlichen Leistungen nicht in Anspruch nehmen können.

5.1.3.2 Unzureichende Bildungsqualifikationen

Wenngleich die existierenden Bildungsdisparitäten an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht nicht unabhängig von strukturellen und intersektional verwobenen Ungleichheitsverhältnissen im Bildungssystem betrachtet werden können, werden die unzureichenden Bildungsqualifikationen im Zusammenhang mit den Anforderungen des allgemeinen Ausbildungs- und Arbeitsmarkts von den Forschungspartner*innen als individuell zu bewältigende Aufgabe aufgefasst. Somit stellt sich hier die Frage, inwiefern die auch durch die Selektionsmechanismen der Institution ›Schule‹ produzierte Bildungsungleichheit als individueller Einflussfaktor der Teilhabe an Erwerbsarbeit analysiert werden kann.

Die Forschungspartner*innen betonen den großen Wunsch nach staatlichen Unterstützungsmöglichkeiten zur beruflichen Orientierung. Viele von ihnen haben sich allerdings auch bereits mit ihren beruflichen Vorstellungen auseinandergesetzt, eine berufliche Perspektive für sich gefunden und/oder sich über die entsprechenden Zugangsvoraussetzungen informiert:

»Es war, also aussuchen glaube ich eher weniger, also das war einfach auch nur so Praktikum und weil es mir auch da gefallen hat, weil die (.) alle auch ganz nett waren und ja, genau und hab halt also meine Aufgaben waren halt dort die leichte Sprache halt verfügbar zu machen, das heißt, ich habe die Texte geprüft (.), entweder im Auftrag oder von den Handbüchern oder

ich habe die Webseiten überprüft oder geprüft, genau (.) auf Verständlichkeit, sowas alles.«
(Aysun, Z. 287–293)

Ebenfalls geht aus den analysierten Daten hervor, dass es oftmals an umfassend barrierearmen Zugängen fehlt. Beispielsweise wird der Informationsmangel in Leichter Sprache, insbesondere von gehörlosen Menschen oder Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten aber auch von den geflüchteten Forschungspartner*innen mit Behinderungserfahrungen erwähnt.

»In der Schule war das schwierig, weil ich halt gehörlos bin und dann vieles nicht verstanden habe, und dann war ich halt oft verwirrt, weil es Missverständnisse gab, da waren alle hörend, genau...Ich habe das Gefühl (.), dass die Lehrer so viel oral Unterricht gemacht haben und Gebärdensprache war weniger und das habe ich nicht verstanden warum. Ich bin doch gehörlos und ich brauche Gebärden und die haben das nicht verstanden, genau und es sind so viele Informationen an mir vorbeigegangen, das war halt zu viel für mich (.) und ich verstehe halt einfach nicht, warum (.). Weil ich stelle Fragen und verstehe die Antwort nicht und dann muss man noch das Handy dazu benutzen, als technisches Hilfsmittel sozusagen.« (Ceyda, Z. 110–118)

In ähnlicher Weise erläutert eine weitere Forschungspartnerin, welchen Nutzen die Verwendung von Leichter Sprache zur Beseitigung von Sprachbarrieren für Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten bringen kann:

»Also wenn ich leichte Sprache, arbeite ich mit Partnern zusammen oder genau, mit Partnern zusammen, weil ich ja nicht übersetze, sondern nur prüfe, das heißt, wenn der Text jetzt schwer ist, dann muss diejenige, die Übersetzerin oder der Übersetzer muss das in einfache Sprache übersetzen, so in leichtester Form, sag ich jetzt mal, so und ich gucke halt nur nochmal darüber, ob es noch Wörter gibt, die noch schwer sind, die noch fremd sind. Also entweder unterstreiche ich oder markiere ich die komplett rot oder wenn etwas gut ist, markiere ich sie auch grün und so weiter.« (Aysun, Z. 300–307)

Im weiteren Verlauf spricht Aysun von den vielfältigen Herausforderungen, eine Ausbildung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu finden:

»Also (atmet laut aus) auch da finde ich es irgendwie schwierig, weil da machst du ja auch viel mehr, also da machst du ja auch nicht nur ein oder zwei, sondern auch sehr viel, genau, also ich gucke glaube ich eher, was nicht so schwer ist für mich, weil wenn's, genau, eher so die leichteste, was ich wirklich kann. Also der Stress ist halt nur, weil ich hab ja halt diese Maßnahme und wenn ich die versaut habe, sag ich jetzt mal, also wenn die abläuft, dann kann ich auch keine Ausbildung mehr machen, genau und da ich das ja schon machen möchte, weil ich muss dann schon ein bisschen mehr verdienen, als ich jetzt verdiene ist halt zu wenig, da kommt man nicht auf die Idee auszuziehen oder so.« (Aysun, Z. 413–420)

Aus den obenstehenden Schilderungen der Forschungspartner*innen lässt sich insgesamt erkennen, dass sie aufgrund von Sprach- und Informationsbarrieren einen eingeschränkten Zugang zu bestehenden Unterstützungsstrukturen haben. Diese können wiederum maßgebliche Einflüsse auf ihre geringeren schulischen und beruflichen Qualifikationen haben, die den Zugang zu einer selbstbestimmten und existenzsichernden Teilhabe an Erwerbsarbeit von jungen Menschen an der Schnittstelle Behinderung und

Migration/Flucht erheblich erschweren. Mittels einer intersektionalen Perspektive lassen sich Effekte mehrdimensionaler Diskriminierungen entlang der sozial konstruierten Differenzkategorien ›Behinderung‹ und ›Migration/Flucht‹ herausarbeiten, die im Folgenden im Zusammenhang mit Bildungsungleichheit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen diskutiert werden.

Nach eigener Auskunft hat Dejan Schwierigkeiten mit Mathe. Dieses Problem beschreibt er im Zusammenhang mit den damit verbundenen Hürden beim Zugang zu einer beruflichen (Aus-)Bildung. Diese unzureichenden mathematischen Kenntnisse sind für Dejan mit einem maßgeblichen Druck verbunden, wie sich anhand des folgenden Interviewausschnitts deutlich zeigt:

»Also ich habe Lernschwierigkeiten und psychische Probleme, ich kann mich daher zum Beispiel nicht lange konzentrieren, ohne auf irgendeinen dummen Gedanken zu kommen oder Mathe verstehen und so, Multiplizieren, Teilen und so war nie meins und dann auch noch mit so größeren Zahlen, Bearbeitungsschwierigkeiten. Das ist halt die Sache, du kannst keine gute Ausbildung machen, wenn du scheiße bist in Mathe (lacht), sag ich mal so.« (Dejan, Z. 166–170)

In Bezug auf die vielfältigen Anforderungen des allgemeinen Arbeitsmarkts schildert ebenfalls ein weiterer Forschungspartner ausführlich:

»Ansonsten, würden die auch noch die Kenntnisse dafür verlangen wie zum Beispiel, entweder sollen es Englischkenntnisse oder Mathematik sein, Mathematik ist auch angefragt, weil es sehr mit den Computern und so, ansonsten gibt es noch andere so Sachen, die auch noch verlangt werden. Also Physik soll auch ein bisschen verlangt sein.« (Berat, Z. 313–316)

Im Gegensatz zu den oben aufgeführten Aussagen der Forschungspartner*innen hat Aysun kein Problem mit Mathe, im Gegenteil, sie kann es gut. Vielmehr besteht für sie die Herausforderung in der deutschen Sprache, wie sie es selbst im Interview folgendermaßen erläutert:

»Mh ich glaube am liebsten kann ich Mathe, genau (.) also genau, ich habe ja auch Lernschwierigkeiten, genau, also (.) Deutsch ist ein bisschen schwieriger, weil ja in Deutsch ja, weil man ja in Deutsch viel lesen muss und also ist so, mehr so Verständlichkeit und so, genau und da ich kann zwar gut Lesen und Schreiben, aber (.) wenn ich einen Text zum Beispiel lese, kann ich es dir nicht wiedergeben zum Beispiel genau. Aber ich lese auch zum Beispiel gar nicht gerne Bücher, gar keine (lacht).« (Aysun, Z. 516–521)

Auch für Puriki stellt das Lernen der deutschen Sprache ein zentrales Problem in der beruflichen (Aus-)Bildung aber auch in der Erwerbsarbeit dar. Im Interview erläutert sie die Herausforderungen zum Verstehen von Aufgaben im Unterricht und die fehlende Unterstützung ausführlich, die sie aufgrund der unzureichenden Deutschkenntnisse erlebt:

»Ja und dann als die Zeit kam, wo ich wirklich Facharbeit schreiben muss, und da habe ich mich gefühlt, dass ich alleine stand, ich bin zu Lehrer gegangen, habe ich gesagt »ja, jetzt ist Facharbeitszeit, ich brauche Hilfe« und sie sagen immer »Puriki, wir helfen dir schon«, aber das war nur diese mündlich, »wir helfen dir schon« ist bei dieser Hälfte schwierig. Bei meiner Arbeitsgruppe, klar, meine Chefin, meine Kollegen, die haben auch von anderer Gruppe »du kommst

klar, du schaffst schon, du schaffst« es war immer »du schaffst schon«, aber was schaffe ich? Ich sage ich brauche Hilfe, aber Hilfe kam nicht. Und ich habe eine Tochter, ich habe Behinderung, ich habe Probleme, ich kann nicht schwierige Sachen sofort verstehen, wie heißt es, kognitive Behinderung, du siehst meine Hand ist auch gelähmt, habe ich gesagt (...) nur rechte Hand ist okay, für meine Tochter muss ich mir Hilfe suchen, ich habe Nachhilfe gesucht, Geld bezahlt.« (Puriki, Z. 61–72)

Diese Herausforderungen gehen mit einem enormen Druck einher, wie Puriki im weiteren Verlauf des Interviews erläutert:

»Ich habe sogar bei Internet, gibt eine Seite von Studenten, wo man wirklich Facharbeiten kaufen kann, ich habe mich da angemeldet, aber die Preise waren für mein Budget zu hoch. Und dann waren da meine Kollegen, hatte gesagt, »da gibt es so eine Institution, wenn du dahin gehst«, sie hat mir Telefonnummer gegeben »die helfen dir« ich habe gesagt »okay, dann gehe ich dahin«, ich bin dahin gegangen, ich habe gefragt, die haben gesagt »ja, wir haben zurzeit keine (.) Platz, wir haben keinen Mentor für dich« ich habe gesagt »okay«. Ich bin drei Mal rausgeschmissen hier und trotzdem bin ich noch hier. Drei Mal bin ich abgeschoben, aber hier bin ich noch. Und deswegen sage ich immer, meine Hoffnung stirbt zuletzt. Ich würde jeden Tag anrufen, bis jemand einen Platz frei hat für mich. Die Frau hat gedacht ich spinne oder so (lacht), ich habe wirklich jeden Tag angerufen, ich bin hartnäckig, bis ich irgendwann mal eine liebe Frau bekommen habe, die mich unterstützt hat von Facharbeiten bis Kolloquium, bis ich meine Prüfung bestanden habe.« (Puriki, Z. 73–85)

Diese Aussage lässt den Schluss zu, dass der Zugang zu einer beruflichen (Aus-)Bildung als Erzieherin für sie ein größerer Schritt gewesen sein muss, um einen existenzsichernden Job zu finden und für sich und ihre Tochter sorgen zu können:

»(...) aber ganz ehrlich, ich bin nur dageblieben, weil ich immer mich so eingestellt, dass ich dumm bin und dass ich nicht verletzbar bin (...) aber ich habe gemacht, weil ich wollte irgendwas erreichen für mich und für meine Tochter.« (Puriki, Z. 125–131)

Auch das Lernen der englischen Sprache im Unterricht stellt insbesondere für viele geflüchteten Forschungspartner*innen keine Selbstverständlichkeit dar. Neben der deutschen Sprache sollen sie die englische Sprache beherrschen, um den Hauptschulabschluss möglichst gut zu absolvieren. Diesbezüglich spricht Haval von den Herausforderungen, die sich für ihn beim parallelen Lernen der beiden neuen Sprachen ergeben, da er vor seiner Ankunft in Deutschland weder Deutsch noch Englisch gelernt hatte:

»Für mich war etwas schwer, weil ich auch zurzeit sehr für die Schule lernen muss, ist ja zehnte Klasse nicht so leicht, da muss man schon Mühe geben und so und für Deutsch habe ich genug gelernt, aber da Englisch auch sehr schwer ist, ich muss auch in meiner Freizeit eine Nachhilfe machen für Englisch und das braucht auch Zeit, weil, also ich bin ja fünf Jahre hier in Deutschland, ich musste sehr viel Deutsch lernen und während ich Deutsch gelernt habe, da hatten wir keine Englischunterricht, nur wirklich Deutsch, Deutsch, Deutsch und wir haben uns darauf richtig konzentriert, deswegen mein Englisch ist zurzeit bisschen schwach und in Syrien hatte ich auch nicht richtige Unterricht gehabt.« (Haval, Z. 174–172)

Anhand der obigen Interviewauszüge lässt sich trotz der Unsicherheit und einer möglichen Überforderung aufgrund der unzureichenden guten Leistungen in Mathe, Deutsch oder Englisch, der Wunsch nach einer Betriebsausbildung zeigen. Dies lässt die Annahme zu, dass zwischen den subjektiven beruflichen Wünschen und den Anforderungen des allgemeinen Arbeitsmarkts eine große Diskrepanz besteht. So betonen die Forschungspartner*innen die Bedeutungen einer beruflichen (Aus-)Bildung, um den Zukunftsperspektiven und dem Willen, später einen Beruf auf allgemeinen Arbeitsmarkt auszuüben, nachzugehen.

Des Weiteren ist die Wahrnehmung der Forschungspartner*innen zu beobachten, dass ihre Motivation einen besseren Ausbildungsplatz zu bekommen als wichtige Grundlage für die gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft gilt. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass die schulische Bildungsqualifikation eine zentrale Voraussetzung für den erfolgreichen Zugang zu beruflicher (Aus-)Bildung ist. Dies lässt den Rückschluss auf die Notwendigkeit einer bedarfsgerechten inklusiven Beschulung im Kontext von Behinderung und Migration/Flucht zu.

Insgesamt lässt sich ausgehend von den Erkenntnissen der vorliegenden Arbeit konstatieren, dass der Besuch der Förderschule von einigen Forschungspartner*innen als eine bevormundende und diskriminierende Form der Bildungsteilhabe empfunden wird. Die Wurzeln davon liegen vor allem im dreigliedrigen Schulsystem. Einige Forschungspartner*innen berichteten über ihre Erfahrungen im deutschen Schulsystem, die sie subjektiv als diskriminierend empfinden. Dabei stützen sie sich auf ihre eigenen Wahrnehmungen der fehlenden Möglichkeiten zu Selbstwirksamkeitserfahrungen.

5.1.3.3 Unkenntnisse über die (Aus-)Bildungssysteme

Eine zentrale Hürde für die Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen stellen die fehlenden bzw. unzureichenden Kenntnisse über die komplexen Leistungsansprüche und Unterstützungsmöglichkeiten der beruflichen (Aus-)Bildungssysteme in Deutschland dar. Hierbei benennen die Forschungspartner*innen besonders die Informationsdefizite als große Hürde beim Zugang zu Arbeit. Diese Hürde kann nicht nur als individuelle Wahrnehmung von Diskriminierung, sondern auch als strukturell erschwerter Zugang zur Bildungsteilhabe und Arbeitsmarktintegration an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht gedeutet werden.

Als eine klare Barriere in ihrer beruflichen Teilhabe benennen die meisten Forschungspartner*innen die Regularien und Vorgaben durch die Verteilung der Schüler*innen in verschiedenen Schulformen. Damit zusammenhängend wird auch das Ohnmachtsgefühl gegenüber der Entscheidungsgewalt des Lehrpersonals und der Ausbildungsbetriebe beschrieben.

»Also ich dachte, da ich ja keinen Abschluss hab, geht auch kein Ausbildungsplatz normal, weil man dann dazu braucht man ja einen Abschluss so genau, aber da das selber vom Arbeitsamt ist, also läuft das so ein bisschen anders ab, also ich kann's dir aber nicht sagen (.) ja da fehlt mir jetzt. Also das geht wohl doch auch ohne Abschluss, genau. Also nicht alle Betriebe nehmen dich da an ohne Abschluss, aber es gibt auch welche, die auch ohne nehmen, also gibt's wohl. Ich bin eher gestresst, weil die Zeit ja vergeht und ich nicht mehr so viel die Zeit hab (.) weil nächstes

Jahr ab Februar, März, April muss ich was gefunden haben und ich muss auch da angefangen haben, also nächstes Jahr, wann halt auch die Ausbildungsjahr anfängt.» (Aysun, Z. 368–377)

Durch die Einschränkungen in ihrer Selbstwirksamkeit haben einige der Forschungspartner*innen nicht das Gefühl, eigenständig eine Zukunftsperspektive entwickeln zu können. In diesem Zusammenhang zeichnen die Forschungspartner*innen ein Bild der bisherigen negativen Erfahrungen im deutschen Schulsystem und der damit verbundenen Herausforderungen, eine eigene Entscheidung treffen zu können, wie bspw. Aysun im weiteren Verlauf des Interviews schildert:

»Deswegen also was ich richtig schwer finde, ist also ich bin sehr schwer bei so'ne Suche, was will ich konkret, also Büro ist ja ganz gut, so und genau und was ich aber da konkret machen möchte, da habe ich noch selber Schwierigkeiten, weil ich gar keine Ahnung habe und also ich kann mich schwer entscheiden, was gut oder schlecht ist, genau.« (Aysun, Z. 397–401)

Ein weiterer Aspekt, der für die Forschungspartner*innen eine zentrale Barriere beim Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt darstellt ist das komplizierte Anerkennungsverfahren von in den jeweiligen Herkunftsländern erworbenen Bildungsabschlüssen, worauf im Folgenden eingegangen wird. Im Zusammenhang mit den Zugangsvoraussetzungen der deutschen Hochschulen für geflüchtete Studierenden sind neben sprachlichen Barrieren und aufgrund der Flucht fehlenden Bildungszertifikaten die bürokratischen Hürden des Anerkennungsverfahrens von Bildungsabschlüssen besonders hervorzuheben. Trotz der zunehmenden hochschulpolitischen Bestrebungen zur Verbesserung der Teilhabemöglichkeiten von geflüchteten Studierenden an deutschen Hochschulen, ist in Bezug auf die bestehenden institutionalisierten Ungleichheitsverhältnisse im Kontext des Hochschulzugangs an der Schnittstelle Migration/Flucht und Behinderung empirisch nicht viel bekannt¹.

Aus den subjektiven Aussagen der Forschungspartner*innen gehen einige Beispiele für die Barrieren zur Anerkennung von Bildungsabschlüssen hervor, die im Folgenden exemplarisch dargestellt werden. Die meisten Forschungspartner*innen betonen in den Interviews den erschwerten Zugang zu Informationen als zentrale Barriere zu den bestehenden Unterstützungsstrukturen. Der erschwerte Zugang zu Informationen ist eng mit sprachlichen Barrieren verbunden. Viele der Forschungspartner*innen geben an, dass ihnen zur Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen die entsprechenden Informationen fehlen. Beispielsweise erzählt Aklakai im Interview, dass er nicht über ausreichende Informationen verfügt, wo und wie er seinen Bildungsabschluss anerkennen lassen kann:

»Ich habe vielleicht eine Frage, ich weiß nicht wo ich meine Unterlagen anerkennen lassen, ich weiß nicht wo, aber ich habe schon alle Unterlagen übersetzen lassen, aber wo kann man das anerkennen lassen, das weiß ich nicht.« (Aklakai, Z. 143–146)

Was Aklakai hier am Beispiel der sprachlichen Barrieren erörtert, deutet viel grundsätzlichere Probleme der Unzugänglichkeit von Informationen an, die im vorherigen Ab-

1 Mehr zu intersektionalen Disparitäten und Diskriminierungen im Hochschulkontext siehe insbesondere: (Afeworki Abay, 2016; Lörz, 2019).

schnitt ausführlich erläutert wurden (siehe dazu Unterkapitel 5.1.3.1). Die fehlenden Informationen zum Anerkennungsverfahren von Bildungsabschlüssen scheinen für Viktoria ebenfalls eine große Rolle zu spielen. Im Hinblick auf den komplexen Prozess des Antragsverfahrens erzählt sie im Interview, dass sie auf das Ergebnis des Anerkennungsantrags ihres Studienabschlusses bereits seit zwei Jahren wartet. So muss sie innerhalb dieser langen Wartezeit ihren beruflichen Alltag anderweitig bestreiten, ohne Gewissheit darüber, dass der Abschluss jemals in Deutschland anerkannt wird:

»Ich muss bis dahin Nebenjobs machen, in Cafés arbeiten und Kinder unterrichten und nebenbei Deutsch lernen. Du musst Geduld haben, bis alles klappt und hoffen, dass es vielleicht klappt, mehr kannst du nicht machen, sag ich dir einfach, so ist meine Erfahrung. Obwohl ich eigentlich studieren möchte und als Ärztin arbeiten möchte.« (Viktoria, Z. 83–87)

Des Weiteren kritisieren einige Forschungspartner*innen, dass ihre Anträge auf Anerkennung ihrer Studienabschlüsse ohne für sie nachvollziehbare Gründe abgelehnt bzw. diese nicht als Studienabschluss anerkannt wurden, wie Yusuf im Interview aus seinen Erfahrungen berichtet:

»Ich habe über ein Jahr darauf gewartet, dass mein Abschluss in Deutschland anerkannt wird, aber leider kam die Antwort, dass mein Abschluss in Deutschland nur als Hochschulzugangsberechtigung gelten kann. Also ich muss das Studium wiederholen. Mal schauen ob und wo ich angenommen werde.« (Yusuf, Z. 144–147)

Neben fehlenden Informationen über die Möglichkeit zur Anerkennung von Bildungsabschlüssen und bürokratischen Hürden des Anerkennungsverfahrens, ergeben sich für die Forschungspartner*innen weitere Herausforderungen wie z.B. die damit verbundenen Kosten sowie mehrjährige Wartezeiten des Anerkennungsverfahrens. Somit entsteht eine Folgebarriere, die sie an ihrer gleichberechtigten Teilhabe an Erwerbsarbeit weiterhin behindert. Diese Verwobenheit von Zugangs- und Informationsbarrieren hat unter anderem zur Folge, dass die existierende Angebotsvielfalt staatlicher Unterstützungsstrukturen nicht garantiert, dass diese auch für alle Mitglieder der Gesellschaft zugänglich sind. Die prekären Übergangssituationen aufgrund der unzureichenden Sprachkenntnisse und der noch ausstehenden Anerkennung seines Studienabschlusses erläutert Aklakai im Interview folgendermaßen:

»Momentan besuche ich eine Sprachschule, ja es ist eine persönliche Initiative, ich war schon fertig mit der Sprache bei der Sprachzentrum ich könnte studieren, aber ich finde (überlegend) mein Deutschkenntnis sind noch nicht ausreichen, deswegen habe ich mich in einer privaten Schule angemeldet, ich mache Deutschkurse weiter, ja (.) und wegen Corona bleibe ich nach dem Deutschkurs natürlich zuhause, ich mache nichts mehr (lachend) und ja, vielleicht mache ich auch manchmal Musik.« (Aklakai, Z. 19–26)

Die Bildungsteilhabe an den deutschen Hochschulen vor allem für die geflüchteten Forschungspartner*innen hängt mit der Anerkennung von bereits im Ausland erworbenen Bildungsabschlüssen eng zusammen. Trotz der existierenden Vielzahl an wohlfahrtsstaatlich organisierten Unterstützungsstrukturen, die zu einem inklusiven und selbstbestimmten Übergangsweg von BIPOC mit Behinderungserfahrungen beitragen sollen, lassen sich aus dem empirischen Datenmaterial viele Zugangsbarrieren erkennen, die

insbesondere mit der Unzugänglichkeit der bestehenden Beratungs- und Informationsangebote zusammenhängen.

Die Informationsbarrieren zu den Angeboten der Unterstützungsstrukturen stellen insgesamt einen weiteren, wesentlichen Aspekt der Datenanalyse dar. Diesbezüglich beschreiben die meisten Forschungspartner*innen die sozialstaatlichen Angebote als bürokratisch und komplex. In diesem Kontext wird neben positiven Erfahrungen auch Unzufriedenheit mit den Unterstützungsstrukturen geschildert. Der Zugang zu sozialstaatlichen Angeboten und Leistungen ist demnach auch davon abhängig, ob die Forschungspartner*innen auf bereits bestehende soziale Kontakte zurückgreifen können oder nicht. Im Rückschluss wird jedoch auch hierbei in besonderer Weise deutlich, mit welchen behördlichen und institutionellen Hindernissen die Forschungspartner*innen konfrontiert sind, um bestehende Leistungen in Anspruch zu nehmen.

Damit kristallisieren sich für die vorliegende Arbeit zentrale Faktoren heraus, die zum Gelingen einer aktiven und gleichberechtigten Teilhabe auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt von großer Wichtigkeit sind. Diese zentralen Handlungsstrategien und Bewältigungsressourcen von BIPOC mit Behinderungserfahrungen sollen im Folgenden detailliert diskutiert werden. Dafür wird anhand einiger Interviewausschnitte näher beleuchtet, wie die Forschungspartner*innen mit bestehenden Herausforderungen und Barrieren beim Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt umgehen und auf welche Ressourcen sie dabei zurückgreifen, um diese Zugangs- und Teilhabebarrrieren zu bewältigen.

5.2 Handlungsstrategien und Bewältigungsressourcen

Aus dem empirischen Datenmaterial der vorliegenden Arbeit lässt sich rekonstruieren, dass die Forschungspartner*innen zur Bewältigung von verschiedenen Hürden und Barrieren beim Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt auf verschiedene Strategien und Ressourcen zurückgreifen. Wenngleich BIPOC mit Behinderungserfahrungen einige grundlegende Herausforderungen und Hürden beim Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt erleben, entwickeln sie auch verschiedene lebensweltlichen Strategien im Umgang mit diesen Zugangsbarrieren.

Um die heterogenen Lebenslagen und -realitäten zu verstehen und ihre Communities entsprechend zu stärken, ist es daher notwendig, sich in der Datenanalyse nicht nur mit bestehenden Barrieren der staatlichen Unterstützungsstrukturen zu beschäftigen, sondern auch mit den Handlungsstrategien und -ressourcen der Betroffenen selbst. In diesem Sinne wurden die verschiedenen Handlungsstrategien und Bewältigungsressourcen in der Auswertung der empirischen Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit als strukturell-institutionelle, sozio-familiale und individuelle Ressourcen kategorisiert und zusammenfassend analysiert. Im Folgenden Unterkapitel werden sie anhand von exemplarisch ausgewählten Interviewauszügen ausführlich erläutert.